Reinhold Köhler
WEIMAR

Märchen

aus dem Weichſelthale.

Von

Friedrich Uhl.

Mit Federzeichnungen

von

A. Kaiſer, A. v. Strzegowski und M. v. Zichy.

Wien.

Bei J. N. Wurz.

GROSSHERZOGL. BIBLIOTHEK
WEIMAR

Adalbert Stifter und L. A. Frankl

gewidmet

Wyola,

die Weichselnymphe.

Wo jetzt das Salzbergwerk in Wieliczka von tausend Menschen ausgebeutet wird, hauste in seinem Reiche, als noch keine Menschenhand den verborgenen Salzschatz berührt hatte, der Beherrscher desselben, Sul. Weithin durchzogen die Salzstöcke das Land, aber sein Pallast stand mitten im Urstocke, von wo aus er über die ihm ergebenen Geister herrschte, welche die auslaufenden Salzstöcke fortbildeten. Diese Geister waren ganz kleine Gestalten mit lieblichen funkelnden Augen. Einer von ihnen war einst bei der Fortbildung seines Klotzes unvermerkt an die Oberfläche der Erde gelangt, und mit einem Male stand er in einem wunderschönen Thale. Kaum hatte er aber einen Blick um sich gethan, wurde er mächtig ergriffen von dem außerordentlichen Leben und der Frische der Erdoberfläche, jedoch erinnerte er sich zeitlich genug des Verbotes seines Herrschers, die Erde nie

---

Wysla, der Name der Weichselnymphe, ist zugleich im Slavischen, die Benennung der Weichsel und bedeutet: „die Hervorgegangene, Entsprungene."

zu betreten, und kehrte eilend zurück; denn ſonſt wäre er verbannt worden zur Fortbildung der Salzſtöcke gegen den Mittelpunkt der Erde zu, wo Geiſter niederer Art walteten.

Schon hatte Sul ihn geſehen, allein auch bemerkt, daß er ohne Wiſſen die Erde betreten, und augenblicklich zurückgekehrt war.

Nach vollbrachtem Tagewerke hatten ſich alle Salzmännchen am Pallaſte des Herrſchers eingefunden. Er ſtand ganz frei, und war von dunklem Waſſer umgeben, das man überſchiffen mußte, um zu ihm zu gelangen. Oberhalb desſelben wölbte ſich hoch die Salzkuppel, die wunderbar ſtrahlte, von ihrer Mitte herab hing an einer blinkenden Kette ein Salzkryſtall, der die ganze Gegend umher beleuchtete, und in dem See prächtig ſein Licht brach. Ruhten die Geiſter, ſo ſtrahlte er matt, dann blinkte aber die Kuppel umſomehr, gleich unſeren Sternen. Die Kähne, in welchen die Geiſter den See überfuhren, wurden an den Salztreppen befeſtigt. Dann ſtiegen die Männchen über vierzig breite Stufen hinauf. Viermal vierhundert hohe Salzſäulen trugen das Dach, vier Reihen gegen die Mitte hin bildend; nach allen vier Seiten hin empfingen große Thore die Ankommenden, die je in dem Theile wohnten, nach welcher Richtung

ſie ihre Arbeit förderten. Mitten im Pallaſte ſaß der Herrſcher auf dem Throne, neben ihm ſein wunderbar ſchönes Töchterlein. Die Ankommenden verbeugten ſich tief vor beiden. Sie berichteten der Reihe nach ihr Vollbrachtes. Endlich trat auch der Geiſt hervor, der die Erde betreten und lieblich zitternd:

„Beim Schaffen des Salzes gelangte ich
Hinaus auf die grüne Erde.
Die ſtrahlt' mir entgegen im Wunderglanz
Ich ſah das Waſſer im lieblichen Tanz.
Es duftete alles um mich her
Es wogte voll Licht und Glanz ein Meer,
Und Wonne zog durch die Bruſt mir hin,
Als wollt eine Blume darin erblühn.

Mit Bangen hatte Sul dem Ende des Geſanges entgegen geſehen, ſein Auge umzog ſich betrübt, und Blicke voll Angſt fielen auf ſein Töchterlein, das den Worten des Geiſtes ganz entzückt lauſchte.

„Du biſt ohne Verſchulden auf die Erde gelangt, ziehe fort und ſehe Dich vor, daß es nimmer geſchehe, ſonſt treffe Dich die Strafe," ſprach er zum Salzgeiſte.

Der Saal wurde leer, mit Wehmuth betrachtete Sul ſein Töchterlein, das gedankenvoll da ſaß und vor ſich hinſang:

„Es duftete Alles um mich her;
Es wogte voll Licht und Glanz ein Meer
Und Wonne zog durch die Bruſt mir hin,
Als wollt' eine Blume darin erblühn."

„Meine Tochter!"

„„Vater, ich möchte auf die Erde, wo alles wogt voll Licht und Glanz.""

„Auch bei uns iſt Licht und Glanz."

„„Wo das Waſſer ich ſehen möchte im lieblichen Tanz.""

„Unſer Waſſer ſtrahlt und wogt in wunderbarem Lichte."

„„Wo ſüße Wonne die Bruſt durchzieht
Als ob eine Blume darin erblüht'!""

„Auf die Erde, auf die Erde!" ſcholl es durch die Räume in lang verhallenden wehmüthigen Sehnſuchtstönen, während das Mädchen in ſeine Behauſung entſchwebte.

Feindſchaft herrſchte zwiſchen dem Salzgeiſte und dem Geiſte der Oberwelt, der das Land auf der Erde beherrſchte, ſo weit das Reich des Sul unter der Erde ſich erſtreckte. Deßwegen lockte der Geiſt der Erde die Salzmännchen oft auf dieſelbe, die dann, wenn ſie länger

auf ihr verweilten, untergehen mußten; wohingegen Sul die Wurzeln der Bäume und Blumen und die Steine, die näher an der Erdrinde waren, in Salz verwandeln ließ, um die Geister daraus zu verbannen. Jetzt sah er ein, wie der Erdgeist seine Tochter ihm zu entlocken im Begriffe stand. Beharrte sie darauf, die Erde zu sehen, so mußte er ihr wohl ihren Wunsch gewähren, denn so hatte es ein höherer Geist verordnet. Wenn sie dann in die Gewalt des Erdgeistes fiele! — —

Doch die Sehnsucht der Tochter Suls nach der Erde konnte durch nichts mehr gestillt werden. Der Salzgott mußte ihr willfahren. Als demnach am andern Morgen alle Geister versammelt waren, sprach er zu ihr:

„So ziehe denn hin auf die blühende Erde, laß Dich umströmen von Licht und Glanz, und athme mit Wonne die reine Luft und sehe das Wasser im lieblichen Tanz, doch kehre bald wieder zu mir zurück."

„Und der Du die Erde zuerst erblickt, der Du geweckt in der Tochter das Sehnen, magst sie geleiten und haben Acht, und schützen sie vor feindlicher Macht."

Im Flug durcheilten beide die unterirdischen Regionen, und kamen an derselben Stelle, an welcher der

Salzgeiſt am vergangenen Tage die Erde erblickt, ans Licht. Betäubt von dem ſtarken Glanze vermochten ſie im Augenblicke die ganze Pracht nicht zu faſſen, erſt allmälich gewahrten ſie, daß ſie ſich in einem wunderbar ſchönen Thale, von grünen Bergen umgeben, befanden. Die Sonne war eben aufgegangen, der Morgenthau lag auf Blumen und Sträuchen, und funkelte im Lichte, die ganze Pracht der Natur hatte ſich dem Auge der Tochter Suls und ihres Begleiters erſchloſſen, die ungewöhnt des Anblicks himmliſchen Lichtes, der Friſche klarer Luft auf der Erdoberfläche, in ſtillem Entzücken anfangs lautlos daſtanden, und bewunderten, dann aber von Blume zu Blume, von Baum zu Baum, ſchwebten, und entzückt alles betrachteten und lauſchten den Wundern der Erde.

Lange Zeit hindurch hatten ſie ſich dieſem reinen Genuſſe hingegeben, endlich ſich im Schatten eines hohen Baumes gelagert.

Es fing an Abend zu werden, der kleine Salzgeiſt mahnte zur Rückkehr. Die Tochter Suls aber war ſo entzückt von all den Genüſſen, daß ſie ſich nicht zur Heimkehr entſchließen konnte. Endlich hatte ſie der Geiſt dazu überredet. Kaum ſchwebten ſie ihrer Behau-

ſung zu, als aus dem Walde, an dem ſie geruhet, eine Geſtalt auf ſie zueilte.

„Haltet, haltet," tönte ihnen nach.

Die Tochter Suls blickte ſich um, und blieb wie feſtgebannt ſtehen, ebenſo die Geſtalt, als ſie bei ihr angelangt war.

„Wer biſt Du?"

„„Des Erdgeiſtes Sohn, und Du?""

„Des Salzgeiſtes Tochter."

„„Bleibe bei mir.""

Vergebens flehte und warnte der Salzgeiſt. Des Erdgeiſtes Sohn, und Suls Tochter hielten ſich innig umſchlungen. Die Nacht brach ein, dunkel lagerte es ſich um die Erde, dann wurde es klarer, der Mond erſchien am Himmel, die Sterne leuchteten und tiefe Ruhe hielt Alles umſchloſſen.

Und als es Morgen werden ſollte, da wurde es finſter und finſterer. Die Wolken ballten ſich am Himmel, Blitze zuckten und der Donner hallte, daß die Berge laut davon erbebten, und Angſtrufe einander zuſchickten. Und aus der Erde hervor kam Sul mit der ſtrahlenden Salzkrone und ſchwebte über die Fläche langſam dahin, bis vor ſeine Tochter, die in einer Berg-

höhle ſtand, mit einem wunderbar ſchönen Mädchen, ihrer Tochter.

„Du bleibſt an dieſe Höhle gebannt und weineſt bittere Thränen, die werden dann zur perlenden Fluth, und fließen hervor als klarer Bach, der führe den Menſchen Segnung zu."

„„Und wann kömmt meine Erlöſung?""

„Bis daß die Kindheit der Menſchen vorbei."

„„Und meine Tochter?""

„Die weile als Schutzgeiſt in dieſem Thale."

Langſam wie er gekommen, ſchwebte Sul mit der ſtrahlenden Salzkrone dahin, und verſank in die Erde.

Die Kronenſchlange.

DIE KRONENSCHLANGE.

Weiter entfernt von dem Urſprung der Weichſel, wo die Berge ſchon zurückzubleiben, und das flache Land ſich mehr auszubreiten anfängt, einzelne auslaufende Hügel nur noch der Gegend Reiz verleihen, wo auch die Menſchenwohnungen ſchon häufiger ſind, ſtanden einſt auf zwei einander gegenüberliegenden Hügeln, durch die Weichſel und das hier etwas breitere Thal getrennt, zwei Burgen. Ueppiges Weidengewächs bekränzte des Fluſſes Ufer, kleine Fichtenwälder lagen, zerſtreute Blumenſträuße, zunächſt der Hügel Fuße und zogen ſich auch bis zu den feſten Burgen empor. An des Fluſſes rechter Seite, in dem ſchönen Schloſſe, wohnte ein Ritter, ſchon hoch bejahrt mit einem wunderlieben Töchterlein. Nie ſtrahlte Freude auf ſeinem Antlitz, das tiefe Runzeln, durch Mißmuth und Gram erzeugt, finſter machten. Die Bruſt füllte ihm ſein ganzes Leben

hindurch ein tiefes Sehnen, deſſen Nichterfüllung ihn mit banger Sorge überſchlich.

Da unten im Thale, hatte er ſchon als Kind vernommen, in einem Fichtenwalde, zwiſchen Felſen verborgen ſollte eine Schlange hauſen auf deren Kopfe eine wunderbare unſchätzbare Krone, aus Gold und Edelſteinen erglänzte. Die Weichſelnymphe hatte ihr dieſelbe zur Verwahrung übergeben, und ſie ſollte der Lohn des von ihr Auserwählten, Begünſtigten ſein. Welch' ein Verdienſt, welche Tugend aber zum Erlange und Beſitze dieſer Krone führte, war unbekannt. Als Knabe, als Jüngling, als Mann erfüllte der Wunſch dieſe Krone zu beſitzen, ſeine Bruſt. Sein ganzes Leben hatte er dem Auffinden derſelben geopfert. Oft war er hinabgeritten in das Thal, ganze Tage, ganze Wochen hatte er emſig geſucht voll heißer Begierde, nie hatte er die Kronenſchlange geſehen, viel weniger, die Krone ſelbſt erhalten. In dieſem Streben war ein großer Theil ſeines Lebens verfloſſen. Mißmuth überkam ihn, als ſeine Haare grau zu werden anfingen, als er einſah, daß ſein Leben nutz- und zwecklos dahingefloſſen war. Es war ihm klar und immer klarer geworden, daß ihm das

Auge fehle, der ſcharfe geiſtige Blick, wodurch er in den Stand geſetzt worden wäre, die Kronenſchlange zu erblicken.

Nichts konnte ihn ganz fröhlich, ganz ſein Unglück vergeſſen machen. Nur ſeine holde Tochter erleichterte ihm durch ihren Liebreiz, durch ihr ſanftes Mühen und Walten, durch ihre reizende Unſchuld und ihren lieblichen Geſang dasſelbe. Wenn ſie am Abende ihn mit ihrer Stimme in fremde Regionen verſetzte, dachte er wohl immer an die Krone, an ſein unerreichtes Ziel, aber eine milde Ruhe, ein ſtiller Segen überkam ihn, und er trug ſein Geſchick ſtill und duldſam.

Seine Tochter war groß geworden, ſchön, unendlich ſchön.

Eines Tages kam ein fremder Ritter in ſein Schloß, und hielt um ſein Töchterlein an. Es war ein feiner ſtattlicher Herr; da durchzuckte den alten Ritter ein Gedanke: „Wohlan ſprach er, ich will Euch meine Tochter zur Gattin geben, doch ſei ſie der Lohn eines Unternehmens, das Ihr vorerſt zu bewerkſtelligen habt, ehe ſie Euch zu eigen wird. Da unten im Thale, im Fich-

tenwalde zwiſchen aufgethürmtem Geſtein, wohnt eine Schlange, die eine wunderbare Krone aus Gold und Edelſteinen auf dem Haupte trägt. Könnt Ihr mir die verſchaffen, wird ſie die Beute Eures kühnen Unternehmens, ſo ſoll meine Tochter der Preis ſein für ſolches Wagniß."

„„Ei, eine Schlange zu beſiegen, wird mir wohl nicht ſchwer ſein.""

So ſprach der Ritter, und eilte fort. Er ritt lange, lange Zeit, bis er den beſtimmten Ort erreichte; über Felſengeklippe, über unwegſame Steine mußte er wohl wegſetzen, aber ſein Pferd war raſch, feurig und muthig, und endlich ſah er ſich in einem kleinen Thale, das in wunderbarem Grüne ſtrahlte. Das Gras war hier ſo friſch, wie er es ſonſt nirgends geſehen hatte, und hoch, und Bäume mit dicken ſchönen großen Blättern prangten da. Er wollte ſich von einem ſolchen Baume einen Zweig abbrechen, aber er vermochte es nicht, denn ſeine Hand wurde, kaum daß er ſie ausgeſtreckt hatte, mächtig zurückgeſchleudert. Kräftig drückte er ſeinem ſchwarzen wilden Roſſe die Sporen in die Weichen, das flog mit wallenden Mähnen, ſchnaubend einen kleinen Hügel hinan, der voll ſolcher wun-

derbarer Bäume war, wie derjenige, von dem der Ritter den Zweig abbrechen wollte.

Als er oben angelangt war, stutzte sein Roß und blieb plötzlich stehen. Weiter konnte es um keinen Preis gebracht werden. Der Ritter stieg ab, und betrachtete staunend die Pracht, die ihm entgegen strahlte. Auf goldenem Boden lag die Schlange schlafend wie es schien. Neben ihr, abgelegt, strahlte die wunderbare kleine Krone bezaubernd. Der Ritter vermochte den Glanz nicht zu ertragen. Mit abgewandtem Gesichte ergriff er die Krone, eilte schnell auf sein Roß zu, sprang auf dasselbe, und jagte im wilden Fluge davon. Die Schlange war erwacht. Ein Blick, ihre Krone war nicht da. In furchtbaren Ringen schoß sie dem Räuber des himmlischen Kleinods nach. Welch ein schrecklicher Wettlauf. Der Reiter auf dem muthigen Rosse wurde windesschnell getragen, doch die Schlange blieb nicht nach. Jetzt war er am Burgthore angelangt. O kostbare Zeit! Die Zugbrücke auf und er ist gerettet. Doch ehe dies geschah, nur ein Augenblick fehlte, hatte sich die Schlange auf ihn geworfen, in mächtigen Ringen ihn umfangen, und sein Leben mußte er mit der Krone lassen.

Betrübt ſtand der Ritter mit ſeiner Tochter am Balken. Da erweckte ſie ein leiſer Geſang:

„Ob nützt das Auge hier nicht allein
Die koſtbare Krone zu erreichen,
Das Roß kann nur Begleiter ſein,
Das Herz muß ſanft mich erweichen.“

Im Augenblicke war die Schlange verſchwunden.

„Ach hätte ich doch wenigſtens die Krone geſehen,“ ſeufzte der Ritter, „aber auch bei dieſer Gelegenheit war es mir nicht gegönnt. Und ein Menſchenleben meinetwegen dahin. O ich unglücklicher Mann!“

Des Ritters liebliche Tochter ſchmerzte der Tod des Mannes zwar ſehr, doch ſie tröſtete ſich bald. Einige Tage vor der Begebenheit war ſie in der ſchönen Au am Fluſſesufer, wo ſie täglich am Abende ſich zu ergehen pflegte, mit einem jungen wunderſchönen Manne zuſammengetroffen. Er war auf muthigem Roſſe herangeeilt, und hatte ſich zu ihr geſellt. Sein blondes Haar wallte lang in Locken herab, und der Blick ſeines tiefblauen Auges hatte einen ſo wunderbar helli-

gen Zauber, ſolch eine reine mächtige Begeiſterung entſtrahlte demſelben, daß er bald Gegenſtand ihrer innigen Liebe, ſo wie ſie der ſeinigen wurde.

Alle Tage hatten ſie ſich ſeitdem am Ufer des Fluſſes getroffen. Er theilte ihr mit, er wäre der Ritter der auf dem Schloſſe hauſe, das dem ihrigen gegenüber läge, dann ſangen ſie theils allein, theils zuſammen innige zarte Lieder, der Jüngling aber übertraf beinahe des Ritters Tochter. Er wußte ſo viel Neues, ſo viel Schönes von ihrem heimatlichen Thale zu ſingen, daß ſie gar nicht begreifen konnte, wie ſie das vorhin nicht ſchon gewußt haben ſollte, und doch ergriff es ſie ſo wunderbar. Wie ſelig lauſchte ſie ſeinem Munde, wenn er ſeinen Blick begeiſtert nach Oben gerichtet, die Wunder der Natur ſang. Sie ſah jetzt mit ganz anderem Auge, alles in der Natur hatte ihr Bedeutung, ſie fing an, ein neues Leben durchzuwandeln.

Auch an dem Tage, an welchem das Unglück dem wagenden Ritter wiederfahren, kam ſie betrübt an das Flußufer.

Auf das Fragen des Ritters nach der Urſache ihrer Trauer, erzählte ſie ihm die Begebenheit. —

„Ei, ich habe die Kronenſchlange ſchon ſo oft geſehen," ſprach er „aber es iſt mir nie in den Sinn gekommen, die Krone mir aneignen zu wollen. Wozu ſollte ſie mir auch wohl nützen?"

„„Und doch, wenn Du mich beſitzen willſt, mußt Du ſie zu erwerben trachten, denn mein Vater hat ſie als Preis für mich geſetzt.""

„Dann, will ich ſie wohl holen."

„„O laſſe es doch lieber, du könnteſt gleiches Schickſal mit dem Ritter haben.""

„Oft ſah ich zu, wie die Schlange lieblich mit der Krone ſpielte, und jetzt däucht es mir: als wenn ſie mir ſelbſt dieſelbe dargereicht hätte, aber ich hatte es damals nicht beachtet. Jetzt ſoll ſie aber mein werden."

„„Wie tönte damals der Geſang?"" — —

„Es nützt das Auge hier nicht allein;
Die koſtbare Kron' zu erreichen,
Das Roß kann nur Begleiter ſein,
Das Herz muß ſanft mich erweichen."

„„Ja, ja Holder, Du beſitzeſt alle drei Eigenſchaften, Dir muß die Krone zu eigen werden.““

Im Augenblicke ſaß der Ritter auf ſeinem weißen Roſſe, das leicht ihn, im Fluge zum Ziele trug. Als er unter den wunderbaren grünen Bäumen ritt, da neigten ſich ihm die Zweige zu, und als er am Hügel angelangt war, ertönten leiſe Klänge, eine heilige Weihe umgab ihn, ſein Blick ſah in das Innere der Natur, und die Schlange erhob ſich leiſe, gerade, und reichte ihm ihren Kopf dar, von dem er die Krone nahm, und ſie in ein weißes Tuch, das er am Herzen getragen, legte, und fort ging es nun zum Schloſſe, und mit dem Mädchen vereint trat er vor den Vater.

„Hier bring ich die Krone von der Schlange; Ritter, gebt mir Eure Tochter!“

„„O, mein Vater, endlich iſt Dein Sehnen erreicht!““

„Ich ſehe nichts,“ ſprach der alte Ritter, „als ein weißes Tuch.“

„„Da innen liegt ja die Krone,““ ſprachen beide.

Der alte Mann ſah die Krone in ſeinem ganzen Leben nicht. Seine Tochter ward des jungen Ritters Gemalin.

Des ritterlichen Sängers ſchöne Lieder ertönen heute noch aus des Volkes Munde im Weichſelthale.

Die Hausſchlange.

DIE HAUSSCHLANGE.

Es war Abend geworden. Auf der Schwelle des Hauses saß der kleine Johannes, neben sich eine Schüssel Milch, aus welcher er mit Vergnügen schlürfte. Plötzlich wie er eben mit dem Trinken absetzte, kam langsam aus dem Hause heraus, eine Schlange auf ihn zu. Das Kind wußte nicht, was das war. Das Thier gefiel ihm, besonders wie es an ihn herankam, sich auf der Schwelle, auf der andern Seite der Schüssel niederkauerte, und von der Abendsonne beschienen in schönem Farbenschmucke erglänzte. So lag die Schlange zusammengeringelt vor ihm, und schaute zu ihm auf. Der Knabe hatte seine Freude daran. Jetzt hob sie den Obertheil, blickte in die Schüssel hinein, züngelte, und schaute den Knaben an.

Dieser fing an, recht herzlich zu lachen: „Trinke zu," sprach er „wenn du Lust hast" und schöpfte mit dem Löffel fort.

Die Schlange, als verſtände ſie, was der Knabe geſprochen, beug ſich über die Schüſſel, und ſchlürfte behaglich die Milch.

Das freute den kleinen Johannes ungemein. Allein bald bemerkte er, daß, wenn die Schlange ſo forttränke, die Milch bald ihr Ende erreicht haben würde. Das verdroß ihn, was wäre ihm denn ſelbſt übriggeblieben.

„Laß doch, laß doch!“ rief er ihr zu.

Aber die Schlange trank fort.

„Wirſt Du gehen,“ rief er, und ſchlug ſie mit dem umgekehrten Löffel auf den Kopf.

„„Laß ſie trinken, Du böſer Bube,““ riefen ſeine Eltern, die mittlerweile durch die Hinterthüre in das Haus getreten waren, und der ganzen Begebenheit zugeſehen hatten. Kaum waren aber dieſe Worte geſprochen, ſo war auch die Schlange ſchon verſchwunden.

„„Ei, mein Junge,““ ſprachen die Eltern, „„wenn die Schlange noch einmal kömmt, ſo laſſe ſie trinken ſo viel ſie mag, du bekömmſt dann ſchon andere Milch, es iſt ja ein großes Glück für das Haus, wenn ſie ſich zeigt.““

Seit der Zeit war die Schlange öfter gekommen, und trank mit dem kleinen Johannes Milch. Es wollte

ihm aber nicht aus dem Kopfe gehen, wie denn die Schlange im Hauſe ſein könne, und wo ſie wohl wohnen möge, und ob ſie Junge habe, und was ſie im Winter mache, wo er nicht im Freien Milch tränke? — — Mit dieſen und vielen anderen Fragen beſtürmte er ſeine Eltern, die ihn aber dann immer damit vertröſteten, daß ſie ihm von der Schlange erzählen wollten, wenn er größer ſein würde.

Johannes war endlich größer geworden, und da ſagte ihm ſeine Mutter einmal Folgendes:

„Da Wyšla nicht überall ſein, nicht jedes Haus beſchützen, und vorſorgen und warnen kann, ſo ſchickt ſie in jede Wohnung eine Schlange, und das ſind die Hausſchlangen. Man weiß nicht, wo ſie wohnen, aber wenn es in einem Hauſe recht friedlich, zufrieden und ordentlich zugeht, ſo zeigen ſie ſich gerne, und ſpielen zuweilen mit den Kindern, wie es bei Dir der Fall war. Herrſcht aber im Hauſe Unordnung, Zank, Unverträglichkeit, ſo flieht die Schlange daſſelbe."

„Sieh, vor mehren Jahren wohnte da hinter uns ein Mann mit ſeinem Weibe beſtändig im Unfrieden. Die Schlange floh aus dem Haus. Gerade als ſie wegſchleichen wollte, erblickte ſie der Mann. Ei warte, rief

er, Du ſollſt doch hier bleiben, nahm die Hacke, und ſchlug die Schlange todt. Aber der Lohn blieb nicht lange aus. Seine Kinder ſtarben, er gerieth in Schulden, nichts glückte, er mußte ſeine Aecker verkaufen, ſein Weib erkrankte und erlag endlich der Noth; ſein Haus zerfiel in einer Nacht, und er nahm ſich zuletzt ſelbſt das Leben."

Der Zaubergarten.

DER ZAUBERGARTEN.

Die Sonne war hinter den Bergen aufgegangen, der kleine Johannes erhob ſich ſchnell von ſeinem Lager auf der Ofenbank, blickte hinüber auf das Bett ſeiner Eltern und bemerkte zu ſeinem Schrecken, daß es ſchon leer war. Flugs ſprang er auf die Füße, lief zum Bache, der am Hauſe vorüberfloß, rieb ſich Geſicht und Hände, nahm dann Hut und Hirtenſtock, warf den kleinen Ermelmantel über die Schultern, und eilte in den Stall, um ſeine Lämmer auf die Weide zu treiben. Schon auf dem Hingange vermißte er das gewöhnte Blöcken der Thiere wenn er nahte, und als er eintrat, war die Leiter von dem Thore des Stalles entfernt, und kein Lamm mehr in demſelben. Ei, dachte er bei ſich, das muß mir der Vater gethan haben, um mich für meine Trägheit zu beſtrafen; er ließ mich wahrſcheinlich ſchlafen, und trieb ſelbſt die Lämmer auf die Weide, jetzt heißt es laufen.

Johannes eilte ſchnell dem Orte zu, auf welchem er ſeine Lämmer gewöhnlich weidete. Richtig ſah er ſie ſchon von weitem, ſie waren da, ein Stein fiel ihm von Herzen, denn aufrichtig geſagt, dem kleinen Jungen war bereits bange geworden, ob nicht Jemand die Thiere entwendet hätte, da Vater und Mutter und Geſinde nicht im Hauſe waren. Aber wie ſeltſam! meinte er, iſt denn bei den Thieren nicht ein kleiner Junge, der ſie hüthet, und gerade ſo ausſieht, wie ich? Kaum gedacht, und ſich die Augen gerieben, ſah er nichts mehr.

Ich habe mich geirrt, ſprach er, nahm ſeine Sackpfeife heraus und fing an zu ſpielen, daß ihn die lieben Thierchen ſchon von weitem hörten, und anfingen zu ſpringen und zu blöcken. Ei ſieh, ſagte er, wie er bei ihnen ankam, wie kömmt denn das? Er zählte einmal, zweimal, dreimal, ſprang um ſich herum, klopfte ſich auf den Kopf, zählte noch einmal, rieb ſich die Augen, und zählte immer wieder vierhundert, und geſtern hatte er doch gerade nur die Hälfte davon nach Hauſe getrieben. Er lief in der Schaar herum, griff jedes einzeln an, ob es denn wirklich da ſei, ſchaute ſein Lieblingslämmchen mit der Glocke und dem rothen Halsbande

fragend an, als ob es ihm Aufklärung geben könnte; — ja, das ſprang wie gewöhnlich an ihm herauf, ducke den Kopf, ſtieß ihn leiſe, ſprang dann neckiſch herum, aber Antwort gab es keine. Ei, wenn ihm nur Jemand darüber hätte Auskunft geben mögen. So in Gedanken ging er, während die Thiere weideten, an dem Bache, den ein Gehölz von der Wieſe trennte, umher. Plötzlich erſcholl aus dem Walde ein ſeltſamer ſchöner leiſer Geſang. Er ging und ging immer weiter, immer lauter tönten die Stimmen, immer deutlicher, dabei wurde es ihm ganz ſeltſam, es ſchien ihm als zögen rothe und blaue Wolken an ihm vorbei, ſeine Blicke ſchweiften umher, er konnte keinen Gegenſtand feſthalten, plötzlich theilten ſich die Nebel und er ſtand vor einem Thore, das funkelte wie ein einziger prachtvoller Diamant. Anfangs wurde er von dem Glanze desſelben ſo geblendet, daß er zur Erde niederſank und ſich nicht traute aufzuſchauen. Aber nach und nach blinzelte er verſtohlen heraus und gewöhnte ſein Auge an den außergewöhnlichen Glanz. Und immer tönte wieder der wunderbare Geſang hinter dem Thore hervor, der ihn ſo unwiderſtehlich anzog.

Ja, wie da hineinkommen, wer das wüßte. Der

kleine Johannes ging herum, dachte nach auf verſchiedene Mittel, ſchaute das Thor an von oben bis unten ob nicht irgendwo ein Schloß ſich befinde, welches man öffnen könnte. Nichts vermochte er wahrzunehmen. Jetzt kam ihm ein Gedanke, neben dem Thor, zu jeder Seite an der glänzenden Mauer ſtand ein Baum, da kletterte der kleine Knabe hinauf. Doch kaum war er ſo hoch gekommen, daß er glaubte über die Mauer ſehen zu können blickte er auf, und hoch hoch wie bis zum Himmel kam es ihm vor erhob ſich dieſelbe. Troſtlos ſtieg er wieder hinab. Ja, wer da hineinkommen könnte, wer wüßte wie es da innen ausſehen mag. Ach, du armer Knabe, wie wurde dir da die Bruſt ſo weit und zugleich ſo enge. Doch horch, wer ſang denn da? — —

„Da innen hinter dem feſten Thor
Iſt ein ſehr ſchöner Garten,
Biſt Du ein Knabe fromm und gut
Wirſt Du nicht lange warten.

Das Schlüßelchen iſt Dein kindlich Gemüth
Drum tupf' nur an die Thüre,
Dann reiche mir die kleine Hand
Daß ich herein Dich führe.

Will zeigen Dir die Blumen all'
Die Bäume und die Wäſſer,
Am Ende ſchmeckt die ſchöne Frucht
Viel ſüßer Dir und beſſer.

Welche Bilder umſchwebten den Knaben. Er fühlte nicht mehr, daß er einen Leib habe; ſein Geiſt brannte vor Begierde, den Garten zu ſehen.

Er tupfte darum mit dem Finger an die Pforte, die öffnete ſich — und er dünkte ſich wieder größer. Der Garten war wunderbar. Der Knabe athmete Gerüche ein, die ihm außerordentlich fein vorkamen. Sein Herz wogte und drohte zu zerſpringen. Alles ſtand voll der ſchönſten Blumen, alles war grün und friſch, ja an einigen Bäumen bemerkte er diamantene, goldene und ſilberne Früchte, die ihm aus der Ferne lockend winkten. Mitten im Garten war ein prachtvoller Springbrunnen, deſſen Gewäſſer als Perlen herabfielen. Immer trieb es ihn vorwärts, weiter weiter, ſein Herz wogte mächtiger und er bemerkte, daß er immer wieder größer würde. Im Hintergrunde glänzte ein Haus im rothen Lichte, es kam ihm vor, als wäre es von Rubin und hätte eine herzförmige Geſtalt. Dahin zog es ihn nun unwiderſtehlich und er ruhte nicht eher, bis er es beinahe

erreicht hatte, da ſank er vor Freude und dem vielen Geſehenen trunken, rechts vor dem ſtrahlenden Hauſe im Schatten kühler Bäume auf einer Moosbank nieder. Er fing an einzuſchlummern. Plötzlich fiel von dem Baume unter dem er ſaß eine kleine Perle, die ihn weckte und ſiehe da, rechts vor ihm ſtanden drei Häuschen. Das eine war hoch voll Enden und Spitzen und Zierrathen dunkel mit bunten Fenſtern, eine weihevolle Stille herrſchte darinnen, und ſchwere Wolken von Wohlgeruch ſtrömten aus demſelben. Das zweite war ganz grün überaus freundlich und rein; das dritte aber war prachtvoll dunkelroth mit Gold und Schmuck überladen; allein da Johannes ein gutes Auge hatte, ſo blieb ihm nicht verborgen, daß der Rand des Hauſes nicht beſonders rein war.

Aus dem erſten Hauſe trat nun eine Frau heraus, in ſchwarze Gewänder gehüllt groß und ernſt, die ſprach: „Reiche mir die Hand und folge mir, ich führe und lenke und leite Dich zu einem großen Ziele, iſt es Dein wahrhafter Wille, ſo harret Dein einſt ein hoher Lohn. Doch kann ich Dir nicht verſprechen, viel Luſt hier auf der Erde, Du mußt ſogar ertragen viel, viel dulden und leiden, und mühen Dich,

doch nach dem Tode da harret Dein, ein überirdiſch glückliches Sein!"

Das war dem kleinen Johannes nicht ſo ganz recht, er hätte hier auf der Erde gerne luſtig gelebt. Er winkte ihr mit der Hand verneinend zu und ſprach: „Für immer möchte ich Dir nicht gerne folgen, doch willſt Du mich ein wenig herumführen in Deinem Hauſe, ſo würde es mich recht freuen."

Als ſie in das Haus eintraten fing es ſich an zu dehnen, zu wachſen, daß man kaum das Ende mehr ſehen konnte. Da hingen lange ſchwarze Teppiche von oben bis unten, die ſchoben ſich zurück und nun kamen ſie in eine weite Halle, an den Wänden ſtanden in hohen Geſtellen unzählige große und kleine Bücher, große Erdkugeln und Fernröhre und allerhand Figuren. „Siehſt Du," ſprach die hohe ernſte Frau, „das ſoll Alles Dein ſein, was Du jetzt ſo fremd anſchauſt, Du ſollſt Alles erkennen, was auf der Welt und am Firmament vor ſich geht."

„Auch das, was im Himmel geſchieht?"

„Nein, das nicht!"

„Was auf der Erde iſt, und was ich da oben ſe-

he, das kenne ich ja ſo. Geh', ich kann hier nicht lange bleiben, mir wird ſo ſchwül, es iſt ſo dumpfig bei Dir."

Und eilend ſprang er hinaus. Es reute ihn, daß er der hohen ſchwarzen Frau gefolgt war. Ob denn das grüne ſchöne Häuschen noch da ſtehe, und ob darinnen auch eine Frau wohne, und was wohl die für ſchöne Sachen beſitzen möge, dieſe Gedanken drängten ſich ihm auf und verwirrten ihm den Kopf.

Als er heraustrat und ſich umſah war das ſchwarze Häuschen plötzlich verſchwunden und zu ſeiner Freude war das grüne noch da und kaum, daß er es erblickte ſprang ein wunderliebes Mädchen aus demſelben, es trug ein feines durchſichtiges grünes Kleid mit weißen Streifen und einen grünen Kranz um das Haupt, klopfte Johannes auf ſeine roſigen Wangen und fing an halb zu ſingen und halb zu ſprechen:

„Komm Junge komm und folge mir, ich gebe viel hübſche Blümelein Dir, ich winde Dir einen grünen Kranz und führ' auf die Wieſe Dich zum Tanz, und ſchwimme mit Dir in klaren Wellen, die früher ſich an Kryſtallen zerſchellen, ich pflücke Dir der Früchte beſte, und hole ſchön' Vöglein Dir aus dem Neſte, und gebe

Dir Lämmchen, ein Röſſelein auch, das fliegt wie ein Blättchen im Windeshauch."

„Ei, das iſt ſchön", jubelte Johannes, doch warf er einen Seitenblick auf das prachtvolle mit Gold und Sammt geſchmückte dritte Haus. „Nun laß mich zuerſt Dein Häuschen ſehen!"

„Mein Häuschen iſt leer, es enthält nicht viel, ein Bett und ein Stühlchen genügen mir und die auch verſchwinden will man ſie beſehn, doch da hier immer Frühling iſt, ſo wohn' ich im Garten, im Wald, auf der Flur, und ſpringe und juble und tanze nur."

„Das wäre mir ſchon recht," meinte Johannes, „doch ſei nicht böſe, ich möchte doch auch gerne das prachtvolle rothe Häuschen ſehn, wohnt da auch ein Mädchen und iſt ſie auch ſo ſchön wie Du?"

„Wir ſtehn nicht ferne zwar von einand' doch trennt uns eine große Kluft, wir haben uns noch niemals geſehn, o bleibe bei mir Du liebes Kind! Nun willſt Du nicht, ſo leb' denn wohl, du wirſt Dich mein erinnern oft, d'rum will ich nicht ſagen, vergiß mein nicht!"

Er ſah ſich um und fern nur ſah er noch das Häuschen, woraus ihm das grüne Mädchen mit der Hand winkte. — —

Wie Johannes auf das dritte Haus zuging, schallte ihm wunderbare Muſik entgegen. Auf die Schwelle trat eine wunderbare Frau, die trug rothe prachtvolle mit Gold geſtickte Gewänder und einen goldenen Kranz um das Haupt.

„Schnell, ſchnell tritt ein komm her zu mir wir jubeln, tanzen, trinken hier.“

Johannes blickte fortwährend zurück, es war ſo ſchön in der freien Natur, er ſprach zu der Frau: „Möchteſt Du nicht mit mir hier ein wenig luſtwandeln?“

„Nie geh' ich aus meinem glänzenden Haus, ich lebe da immer in Saus und Braus, nicht acht' ich der Blumen, die außen blühn, der Vögel nicht, die am Himmel ziehn, hab' Gold und Edelgeſtein genug, nur Gold iſt Wahrheit, das andre Trug.“

Das war dem kleinen Johannes doch nicht ſo ganz recht. Da tönte wieder ein wunderbares Singen und eine bezaubernde Muſik aus dem Hauſe, das immer größer wurde, hervor, er vermochte ſeine Begierde nicht mehr zu unterdrücken und ſtürzte hinein.

Es empfing ihn eine Menge jubelnder Mädchen und Knaben mit perlenden Weingläſern, und drehte ſich mit ihm im Kreiſe. Die Mädchen vereinigten ſich,

und führten wunderbare Tänze auf, indem ſie zugleich ſangen, dann warfen ſie ſich in ſchwellende Kiſſen, ſprangen wieder auf, und wollten den vorwärts eilenden Johannes bei ſich aufhalten, ihm ſeine ſchlechten Kleider nehmen, und in Purpur kleiden, aber er ſtürmte immer vorwärts, vorwärts. Aber anſtatt herrlicher zu werden, wurde die Pracht immer ſeltener, der Boden war naß und ſchmutzig, Johannes glitt aus und ward ganz naß und beſleckt, er wollte ſich reinigen, aber es ging nicht, der Schmutz wollte nicht weichen. Um ſich her ſah er todtenähnliche Geſtalten einherwanken, mit Schaudern dachte er bei ſich, daß er ebenſo ausſehen könne.

Am Ende des Ganges, welchem er jetzt zuſchritt, ſah er etwas glänzen, je näher er kam ſah er deutlicher, es war ein Spiegel, er that einen Schrei, denn er ſah ſich in ähnlicher Geſtalt, wie die neben ihm ſtanden, und in weiter Ferne ſah er ſich als roſigen Knaben, mit ſeinen Lämmchen! „O wäre ich doch nicht hieher, wäre ich bei dem grünen Mädchen geblieben. Er wollte zurück, vielleicht konnte er noch entfliehn, doch das wehrte die Frau, die ihm vorhin ſo ſchön und jetzt ſo fürchterlich vorkam mit der Hand ab, indem ſie

rief: „Jetzt biſt Du mein," und wollte ihn umarmen.

„Hülfe!" rief Johannes, eine durchſichtige feine grüne Geſtalt ſtand neben ihm, ſtrich ihm leiſe über die Augen — Wysla rief er — und er war wieder bei ſeinen Lämmern, wieder der kleine rothe bausbackige Johannes.

Der grüne Vogel.

DER GRÜNE VOGEL.

Neben dem Feldſtücke auf dem der kleine Johannes ſeine Lämmer weidete floß von hohen grünen Bäumen umgeben, ein friſcher Bach. Am Ufer deſſelben lag nun der Knabe oft am Abend und ſchaute in die plätſchernden Wellen und belauſchte die rothgefleckten ſchlanken Forellen, wenn ſie ſtromauf eilten in ihrem lieblichen Segeln: Eines Tages, als die Sonne ſchon untergehen wollte, wurde er plötzlich durch ein Geräuſch aus ſeinem Sinnen geweckt, das dem glich, welches ein vorüberfliegender Vogel erzeugt. Schnell wandte er den Kopf, blickte nach der Gegend, wo ſich das Geräuſch verloren, konnte aber nur noch einen Augenblick lang einen grünen Schimmer entdecken. Er glaubte, er hätte ſich getäuſcht, das Schimmern wäre dadurch entſtanden, daß die Sonnenſtrahlen die Baumblätter vergoldeten und das Geräuſch hätte vielleicht ein Sperling ver-

vorgebracht. Aber als er länger nachdachte, wurde es ihm immer gewiſſer, daß es kein Sperling geweſen, denn den Flug derſelben kannte er genau, auch vermochte er keinen in der Umgegend zu erblicken, und der Schimmer war ſo ſeltſam geweſen, wie er noch keinen in ſeinem Leben geſehen. Was das doch ſein mochte? Früher als gewöhnlich trieb er ſeine Lämmer nach Hauſe, er konnte es nicht mehr erwarten, bis er in die Stube kommen und die alte Großmutter fragen konnte was das geweſen ſei; denn die mußte es doch wiſſen. —

„Großmutter heute erſchreckte mich, wie ich am Bache lag plötzlich ein Rauſchen, als wenn ein Vogel vorüberflöge und wie ich nachſah, erblickte ich nur noch weit, weit einen wunderbaren grünen Schimmer, was mochte doch das ſein?“ —

„Das war der grüne, ſchöne Vogel.“

„Der grüne Vogel? Oh, den habe ich ja noch nie in meinem Leben geſehen, kömmt er morgen wieder?“ —

„Den zu ſehen iſt nicht ſo leicht. Es iſt der Vogel der Weichſelnymphe, den ſie am Morgen ausſchickt, daß er nachſehe, ob die Menſchen glücklich ſind und der

fliegt in einem Tage von uns bis zum Meere und am Abend iſt er ſchon wieder zurück."

„Ei, ich möchte ihn doch ſo gar gerne ſehen! Wie ſoll ich das anfangen?"

„Bei uns iſt dies möglich, es haben ihn hier ſchon Viele geſehen, aber je mehr er von dem Gebirge ſich entfernt, und in das Bereich der Städte kömmt, ſoll er immer unſichtbarer werden. Doch wenn Du ihn ſehen willſt, darfſt Du nur an ihn denkend warten, bis er kömmt, dann wirſt Du ihn ſehen, wie Du aber nur ein wenig auf etwas anderes denkſt, flugs iſt er vorbei."

„Ei, das iſt ja nicht ſchwer, das will ich ſchon thun."

Am anderen Tage Abends lag der kleine Johannes am Bache zitternd vor Begierde und Freude den Vogel zu ſehen. Er war voll banger Erwartung. Unwillig ſchlug er ſich auf den Bauch und ſprach zu demſelben: „Wirſt du ſtill bleiben, mit deinem Mahnen, du, den man niemals befriedigen kann, jetzt warte, bis ich den Vogel geſehen habe. Aber ich habe doch zu großen Hunger.

Ich will den Schnappſack öffnen, die Augen aber nicht vom Bach wegwenden, da muß ich den Vogel doch ſehen.“ Langſam fing er an ſeine Taſche zu öffnen, indem er den Bach anſtarrte. Ei, warum ging denn die nicht auf, er ſah ſich einen Augenblick um — ein Geräuſch, Johannes ſah hin, in der Ferne ſah er noch den wunderbaren grünen Schimmer — ach, der ſchöne grüne Vogel war ſchon vorübergeflogen.

„Nun, haſt Du den Vogel geſehen?“ fragte die Großmutter den heimgekehrten Johannes, der ganz betrübt vor ihr ſtand.

„Ach nein!“

„Ja warum denn nicht?“

„Ich hatte ſo großen Hunger, und da —“

„Siehſt Du, ſolche Leute denen das Eſſen vor Allem geht, werden den grünen Vogel nie erſchauen. Jetzt laß Dich durch nichts mehr ſtören, denn wenn Du noch zweimal etwas anderes ihm vorziehſt, ſiehſt Du ihn gar nicht mehr.“

„Gar nicht mehr?“

„Ei freilich, wenn Du morgen etwas anders ihm vorziehſt, und nur einen Augenblick nicht an ihn denkſt, kömmt er noch übermorgen, aber dann gar nicht mehr.“

„Nun morgen will ich ſchön aufmerken!“

Der morgige Tag kam, Johannes trieb ſeine Lämmer voll frohen Muthes, voll Begierde den grünen Vogel zu ſehen auf die Weide, der Abend kam, lau und milde — der kleine Johannes lag am Bache, und ſtarrte in die Wellen. Da fing aber ihm ein Vogel an gar wunderbar zu ſingen.

„Ob das nicht der grüne Vogel iſt? Ei nein, der hält ſich nicht ſo lange auf; ſinge nur zu, willſt mich gewiß verlocken, da kannſt Du lange warten.“

Der Vogel kam näher und ſang noch wunderbarer.

„Ha, ha,“ lachte Johannes, und ſeine kleinen blauen Augen freuten ſich ob des Sieges, „mich verführſt Du nicht.“

In demſelben Augenblicke fiel vor Johannes etwas nieder. Es war ein Geldſtück.

„Das hat gewiß der Vogel herabgeworfen. Du liegſt mir hier gut genug, bleib nur liegen.“ Eben warf die Sonne einige ihrer letzten Strahlen auf das Gold, es blinkte und glänzte prächtig mit ſeinem feurigen Schein. Johannes blickte es betroffen an — ein Geräuſch — Johannes ſah hin, in der Ferne ſah er noch den wunderbaren grünen Schimmer — ach der ſchöne grüne Vogel war ſchon vorübergeflogen.

Da fing der Knabe an recht herzlich zu weinen, doch es war ja noch ein Tag, an dem er ihn ſehen konnte, und da ſollte ihn gewiß nichts verlocken. Recht betrübt erzählte er Alles ſeiner Großmutter.

„Siehſt Du mein Kind!“ ſprach die, „wenn man ſich von Schimmer und Pracht verlocken läßt, ſieht man den grünen Vogel nicht.“

So war der dritte Tag, der letzte Abend gekommen, an dem Johannes den grünen Vogel noch ſehen konnte.

Unabläſſig ſtarrte der Knabe in den Bach. Der ſchimmerte und glänzte heute gar prächtig, und die Luft war ſo rein und friſch, als wollte ſie Johannes laben, der in banger Erwartung da lag.

„Johanneſle, was machſt Du denn da?“ rief eine feine Stimme.

„Wer kann das ſein?“ dachte er bei ſich — „ei, das iſt ja mein liebes Hannele, wie kommt denn das her,“ und dabei nickte er lieblich, aber ohne etwas zu ſagen noch ſich umzuſehn, mit dem Kopfe dreimal.“

„Ei, ſchauſt Du mich denn heute gar nicht an?“

Er verneinte mit dem Kopfe.

„Du biſt recht böſe Johannes, daß Du es nur weißt.“

Er ſtampfte mit den Füßen, und ſtarrte in den Bach.

„Geh' komme her, ich habe da im Korbe Erdbeeren, und im Kruge friſche Milch, magſt nicht mit mir eſſen?“

Johannes ſchüttelte den Kopf, und ſtarrte in den Bach.

„So komm' doch!“

Er ging nicht.

Das kleine Hannele fing an zu weinen. Ja das konnte Johannes nicht aushalten, er drehte ſich um, küßte ſie, ein Geräuſch — Johannes blickte hin, in der Ferne ſah er noch den wunderbaren grünen Schimmer — ach der ſchöne grüne Vogel war ſchon vorübergeflogen und nie hat ihn Johannes geſehen.

Ein modernes Märchen.

Wenn man von der Kaiſerſtraße, die durch Schleſien nach Galizien führt, oberhalb Teſchen rechts einbiegt, ſo führt der Weg über grüne Hügel und prunkende Niederungen nach dem kleinen Badeorte Ullſtren. Reizend liegt er am Ausgange des Weichſelthales, von fünf hohen Bergen eingeſchloſſen, an deren Fuße ſich die liebliche Weichſel, ſanft anſchmiegend, fortwindet. Nicht Heilquellen ſind es, die dem kleinen Orte jährlich ſo viel der Gäſte zuführen, denn nur künſtlich zubereitete Eiſenbäder, zu welchen der nahe Hochofen die Schlacken liefert, werden hier gebraucht; ſondern die herrliche Gegend, die friſche köſtliche Gebirgsluft, rein, heilend und belebend, ziehen jeden, der nur einmal während des Sommers hier verweilt, unwiderſtehlich wieder zurück. Und wie viel Leidende haben auch der heilenden Gebirgsmolke ihre Geſundheit wieder zu verdanken.

Ein Hauptreiz liegt auch noch in der gänzlichen Abgeſchiedenheit des Ortes von dem bunten lärmenden Treiben der großen Welt, und fern ſind noch von ihm die Krebsſchäden größerer Badeplätze, Spiel und Putz, geblieben, denn nur ſelten geſchieht es, daß ein ſehr reicher Herr mit ſogenannten noblen Paſſionen ſich hieher verliert. Vorzüglich ſind es Preuſſen, die den Badeort beſuchen, um ſich aus ihrer flachen Gegend in die ſchöne herrliche Gebirgslandſchaft zu flüchten. So kömmt alle Jahre eine recht ſchöne Geſellſchaft zuſammen, die ſich täglich im erſten und einzigen Hotel verſammelt. Es iſt dies ein ſehr günſtiger Platz des Zuſammentreffens. Mitten im Orte auf einem freien Platze gelegen, befinden ſich auch die Schlackenbäder in demſelben. Zwei Seiten des Gaſthofes ſchlieſſen Akazien, Ulmen und Pappelalleen ein, an der Hinterſeite fließt von dem nahen See abgelaſſenes Waſſer ſprudelnd vorbei, und die Vorderſeite iſt reichlich mit Bänken verſehen, auf denen die Geſellſchaft Platz nimmt, wenn nicht mehr die drückende Sonne ſie auf den Alleeſitzen feſthält; gegenüber, ſo wie der Gaſthof freiſtehend, befindet ſich die Wohnung der Gewerksbeamten, Pappelalleen verbergen den höher gelegenen, ſtillen, fla-

ren See, zu welchem, wenn man die Straße überſchritten, ſteinerne Stufen führen. Ein Quai ſchließt ſich an den Hochofen an, deſſen Räderwerk die herabſtürzenden Wellen des See's treiben. In der Mitte des hellgrünen, durchſichtigen Gewäſſers, ruht ein Blumenhügel, und ein kleiner Kahn wird leicht von den Wellen am Strande gehoben, gleichſam vor Ungeduld erzitternd und einladend, daß man ihn beſteige, und hinrudere, zu dem lockenden Gärtchen. Und wie entzückend iſt der Anblick der Gegend, wenn die Nacht lau und milde herabgekommen iſt, der Mond durch die Pappeln ſchimmert, und leiſe ſpielend ſein Licht auf die ſanft, durch ſchwachen Wind ſich hebenden Wellen wirft, von allen Seiten die friſchen grünen Berge erglänzen, während aus dem Hochöfen eine hohe Flammenſäule ſteigt und einen Funkenregen verbreitet, der den ganzen Hintergrund feuerroth magiſch beleuchtet. —

Auch der Abſtich des geſchmolzenen Eiſens im Hochofen verſammelt täglich die Gäſte, und oft werden gemeinſchaftlich Ausflüge auf die hohen Berge unternommen. Wem nun dieſe ländlichen Freuden Vergnügen machen, der wird, iſt er einmal da geweſen, gern wieder zu dem idylliſchen Leben zurückkehren. — —

Einige Jahre erſt ſind verfloſſen, als vor dem Gaſthofe an einem lauen Sommer-Abende ſich eine zahlreiche Geſellſchaft vereinigte. Bunt ging es durcheinander. Hier ſaßen einige Damen beiſammen und ſtrickten, dort wandelten einige alte Herren, und des Wirthes, der früher Beamter geweſen, ſchöne Tochter verſammelte mehrere junge Herren um ſich, als auf einmal die ganze Geſellſchaft ausrief: „die Weichſelnymphe.“

Und vorüber ging ein Mädchen, das ſich ſchüchtern vor der Geſellſchaft verneigte, über die Stufen, die zum See führen, hinaufſtieg, und dann hinter den Bäumen verſchwand. Ein weißes Kleid ſchloß ſich ſanft an die feinen Formen, die blonden Haare waren geſcheitelt, und rahmten ein Antlitz von beinahe durchſichtiger Weiße ein. Den Hut trug es in der Hand. Beſonders war aber der Gang des Mädchens ganz eigenthümlich. Es ging nicht, es ſchwebte beinahe, und bei jedem Schritte ſchien's, als zuckte es einmal, doch kaum merklich mit dem Fuße in der Luft. Ein Zauber, eine heilige Weihe umfloß die Geſtalt, welche alles unedle von ihr abhielt.

„Merkwürdiges Weſen dieſes Mädchen,“ begann der Wirth, ein ſonſt ſehr geſprächiger Mann, „die Ge-

ſellſchaft hat vollkommen recht, dasſelbe die Weichſelnymphe zu nennen, mit ſeiner alten Mutter bewohnt es ſeit zwei Monaten das kleine Häuschen da drüben an der Weichſel, und hat noch mit Niemand geſprochen, Niemand kennt es, Niemand weiß, woher es gekommen. Und jetzt wird es am Hügel im See wie täglich, träumend eine Stunde ſitzen, und dann wieder in ſein Häuschen zurückkehren." — —

„„Wer ſind die beiden jungen Männer, die da herankommen?""

„Werde gleich die Ehre haben ſie der Geſellſchaft aufzuführen; beide ſind erſt geſtern von der Reſidenz hier angekommen; berühmte junge Männer — — Dichter F. — Maler K., beide aus W. — Die Geſellſchaft, meine Herren, werden ſie im Laufe des Geſpräches kennen lernen." — —

„Wer war das ſchöne Mädchen, fragte der Dichter den Wirth, „dem wir oben am See ſo eben begegnet?"

Der Wirth ſagte ihm dasſelbe, was er früher der Geſellſchaft, beinahe täglich geſchah dasſelbe, vorgeredet.

Auf die Gefahr hin, gleich beim erſten Zuſammentreffen gegen die Geſellſchaft zu verſtoßen, eilten die beiden jungen Männer ungeſäumt dem See zu.

Schon von weitem ſahen ſie die weiße Geſtalt unter den Pappeln auf und nieder wandelnd. Schnell eilten ſie auf dieſelbe zu.

Wie ſie ankamen, war ſie eben im Begriffe den Kahn vom Ufer zu löſen, und zum Blumenhügel dem täglichen Ziele ihrer Abendfreuden, zu rudern.

„Wollen Sie mit mir fahren, meine Herren?

„Wir könnten Sie vielleicht der Anſtrengung des Ruderns überheben.“

Schweigend fuhren die drei über die von der Abendſonne beleuchtete Fläche.

In der Mitte des Hügels ſaß nun, von bunten Blumen umranſcht, von den Strahlen der Sonnenkönigin vergoldet, die ſchlanke feine Geſtalt und lächelte hold herab auf die beiden jungen Männer, die ihr zu Füßen ſaßen, und ſich mächtig wunderten, denn das Mädchen hatte ſie vorher beim Namen genannt. Wie konnte es den wiſſen, da doch beide erſt am vorigen Tage angekommen waren. Überhaupt übte das Mädchen durch ſein eigenthümliches Weſen einen ganz eigenen Zauber. Seine Redeweiſe war durch abgebrochene Fragen, durch naive kurze Antworten reizend.

„Sie ſind ein Kind dieſes Thales?“ fragte es der Dichter.

„Ja, und ich trenne mich ſtets nur von demſelben mit innigem Schmerze. Ich komme täglich hieher, wenn Sie mir zuhören wollen, könnte ich Ihnen einige Märchen erzählen. An jedem ſchönen Abende werden ſie mich hier finden.“

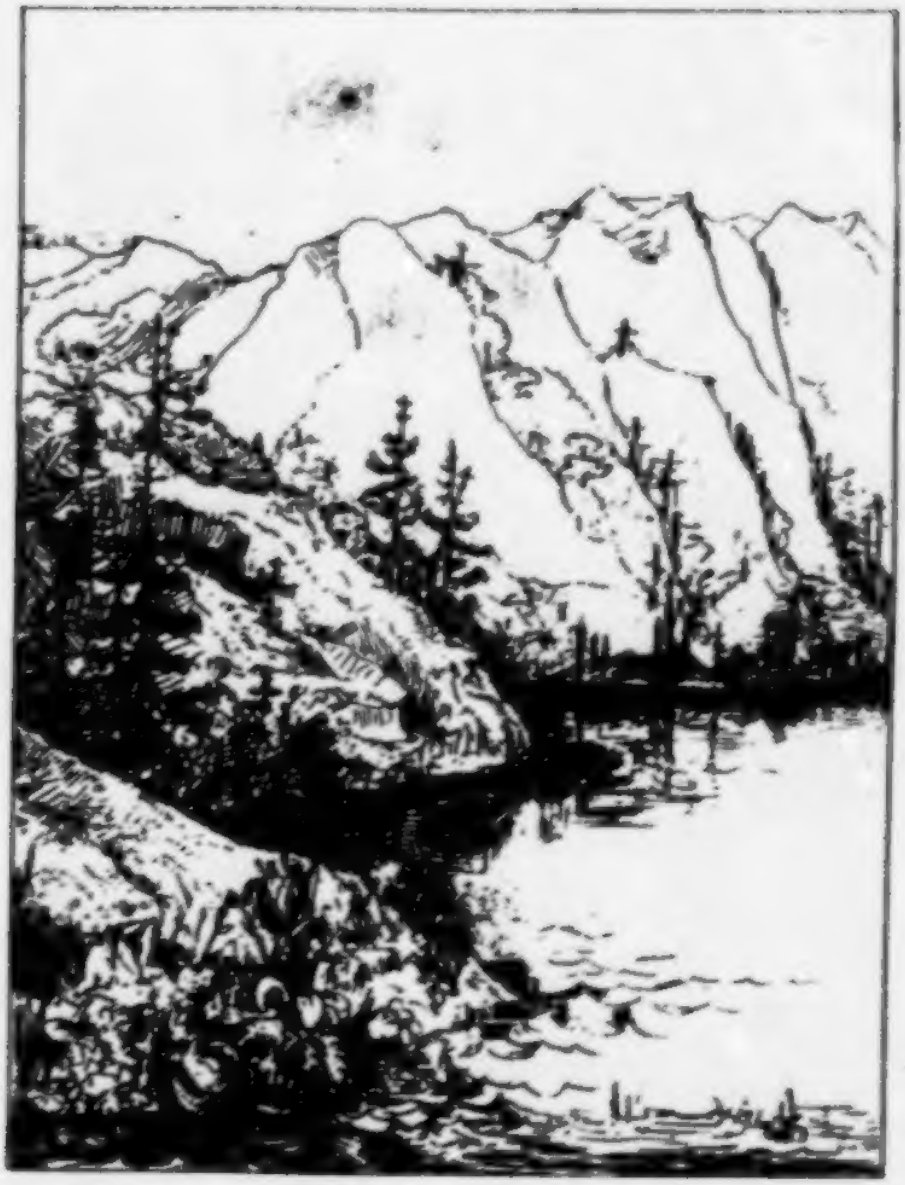
Die nachfolgenden Märchen ſind es nun, die das räthſelhafte Mädchen den beiden, die Natur liebenden Künſtlern erzählte.

Wie es gekommen, ſtill und unbekannt, ſo war es auch wieder verſchwunden und den beiden jungen Künſtlern war allein das Glück zu Theil geworden, öfter mit dem nymphenhaften Mädchen zu ſprechen.

Von den Weken,

welche am Abende die Blumen am Ufer des See's befrüchten.

Wenn der Abend über die Landſchaft ſeine dunkeln Farbentöne legt, und der Himmel heiter blikt, liegt der See ruhig hingegoſſen, und ſeine Wäſſer werden nur, leiſe ſich auf und nieder bewegend, von einem ſchwachen Windeshäuſeln in ihrer ſüßen Ruhe geſtört, bevor die Nacht die Menſchen in ſüße Träume hüllt, und die geiſtigen Wellenbewohner zu ihren Rundtänzen ruft auf der ſtillen Waſſerfläche. Dann befriedigen wohl die Nymphen ihre Sehnſucht nach den duftigen Blüthen der Erde, und ergötzen ſich, in lieblichen Bewegungen die Blumen umrauſchend, an dem himmliſchen Hauche derſelben; laſſen ihnen dann auch, damit ſie nicht verſchmachten, ſüßen Thau in den Kelchen als Lohn zurük. Allein die Königin des See's



BLUMEN AM SEE.

hat eine zu ſtarke Sehnſucht nach dem Blumenduſte, denn unten am Grunde des Waſſers iſt es öde und kalt, und es zieht ſie unwiderſtehlich nach der blühenden Oberfläche der Erde.

Wenn es alſo Abend wird, da fängt der See an ganz eigenthümlich zu rauſchen, die kleinen Waſſernymphen entſchweben mit ſilbernen Schälchen dem Grunde, und durchſchiffen auf kleinen goldenen Kähnen das Waſſer, leiſe vor ſich hinſummend, bis ſie auf den Spiegel des See's gelangt ſind; da ziehen ſie dann, von den kleinen Wellen getragen, nach allen Seiten an's Ufer hin.

Die Blumengeiſter kennen die Liebe der Seenymphe zu ihnen und beugen lieblich die Köpfchen der Blumen, die ſie bewohnen, zu den Wellen hinab. Behende ſpringen dann die kleinen Geſtalten in den Waſſertropfen, in die Kelche der Blumen, die am Ufer blühen, und nachdem ſie ihnen koſend den ſüßen Duft geraubt, und in ihre ſilbernen Schälchen verſchloſſen, eilen ſie an den Blumenſtielen herunterlaufend, wieder in die Wellen hinab und ſchiffen in ihren goldenen Kähnen weiter; die Blumen winken ihnen fortwährend Lebewohl zu.

Dann fängt der See an ſich wieder leiſe auf und nieder zu bewegen, allmälich wird er ſtiller und

ſtiller, und liegt wieder da, ruhig, lautlos, eine ſtille Fläche.

Mittlerweile ſind die Nymphen am Palaſte der Seekönigin angelangt. Da, welch ein liebliches Schwirren und Regen. Eine ſucht es der andern zuvor zu thun, im Herausſpringen aus den kleinen Schiffen, im Heranſeilen über die Perlenſtiegen zum Throne und im Öffnen der Schälchen, denen nun der Blumenduft entſtrömt. Und die liebliche, wunderbar ſchöne Herrſcherin ſitzt auf ihrem Perlenmuſchelthrone, und lächelt lieblich und hold herab, vom Blumenduft umzogen, auf die holden Boten. — —

Der Abendſtern iſt erſchienen, und blinzelt in den See hinab, und ſendet die Strahlen dahin, daß ſie ſeine Ankunft melden, die Sterne erſcheinen im Wetteifer, welcher von ihnen zuerſt ſichtbar wird, der ſilberne Mond leuchtet, die Nacht kömmt immer näher und näher, und bevor ſie ſich zum Scheiden wendet, befriedigen die Seenymphen und die liebliche Königin ſelbſt ihre Blumenſehnſucht.

Wenn eine Roſe verwelkt.

Wenn eine Roſe ihr Köpfchen ſenkt, die Blätter niederzufallen, der Duft zu entſchwinden droſet, wenn die Zeit abzulaufen ſcheint, die ihr beſtimmt iſt, ein kurzes Daſein zwar, aber ein Leben voll Luſt und Duft und Liebe durchzublühen; da rüſtet ſich der Geiſt, der ihr den Duft eingehaucht, damit ſie Kunde gebe auf Erden von einem ſchöneren Sein, ſeine Behauſung in ihr zu verlaſſen. Wenn daher das Mondlicht die Erde überſtrahlt, nimmt er ein zierliches Blättchen von der Roſe, die er bewohnt, und windet es zwiſchen ſeinen Fingerchen zu einem Horne. Dann ſetzt er es an den Mund und entlockt demſelben einen wunderbaren feinen, tieftraurigen Ton, der lange dahinbebt und leiſe, leiſe verhallt. Allmählich beginnt ein reges Leben, und ähnliche Töne erſchallen aus der verſchloſſenen Erde. In dieſer

fängt es nach und nach an lebendig zu werden, ein leiſes Geräuſch entſteht, die Erde wird in winzigen Häufchen rund um den Roſenſtock an mehren Stellen aufgeworfen, und den kleinen Hügelchen entſchweben die Roſengeiſter, die reichen ſich ihre Hände und tanzen um den Roſenſtock, dann um die verwelkende Roſe und ſingen leiſe liſpelnd ihre traurigen Lieder; dann huſchen ſie zwiſchen die einzelnen Roſenblätter und ſammeln emſig den Duft, der in, kaum ihnen ſichtbaren kleinen, rothen und weißen Stäubchen herumfliegt. Während dem hat der Geiſt, der die Roſe bewohnt, aus einem Blättchen ein kleines Behältniß geformt, und dahin tragen die Geiſter ihre leichte Bürde. Voran ſchwebt nun der Roſengeiſt um die vom beſten Dufte verlaſſene Roſe, ihm nach ſeine Gefährten. Die Bewohner bereits abgeblühter Roſen, die ſich mit dem Duftbehälter beladen, ſingen ihre Lieder, und huſchen durch die kleinen Löcher in die Erde. ——

Die Roſe zerfällt und wo ein ſolcher Geiſt verſchwunden, findet man am Morgen — ein Roſenblatt.

Von den Schneeglöckchen.

Wenn der Schnee und das feſſelnde Eis die Erde in Banden hält, da ruhen tief unten die Blumengeiſter, die der Sturm und der Froſt verbannt. Doch wenn die Sonne leuchtend im Frühlinge kommt, da ſieht ſie mit neugierig ſtrahlenden Auge nach ihren lieben, lieben Blumen. Und die ſind nicht da. Der Sonne wird bange, ſie ſucht emſiger, legt ihre Strahlen näher an die Erde und läßt von ihrem Forſchen nicht eher nach, bis all der böſe kalte Schnee, der durch ſeinen froſtigen Blick die zarten Blümchen verjagt, vor Ärger weint und verſchwindet. Flugs ſind die Schneeglöckchen da, die ſchütteln ihre Köpfchen, nicken der Sonne Willkommen zu, und jubeln und freuen ſich.

Doch ſieh, die Sonne kennt ſie nicht und hält ſie für Schnee, und ſucht und ſucht noch emſiger fort

Ei das verdrießt die Schneeglöckchengeister, denn bei Tag, dürfen sie nicht der Sonne zurufen: „Wir sind da, wir sind da," mit ihrer silbernen Glockenstimme, und bei Nacht — ei was nützt da ihr Rufen, da hört sie ja die Sonne nicht. Nun sie stellen sich auf die Lauer, passen wohl auf, und wenn die Nacht anfängt zu schwinden, da setzen sie sich in ihre silbernen Glöckchen, und fangen an zu klingeln und zu läuten: „Wir sind da, wir sind da!" daß die Grashalme neugierig ihre Köpfchen hervorstrecken, und die Bäume anfangen ihre Äste zu schütteln und grün zu werden. Und siehe da, die Sonne kommt früher als gewöhnlich — doch flugs verschwinden die Geister — und küßt die lieben Beten des Frühlings mit ihren ersten, reinsten Strahlen.

Terra di Pozzuoli.

Es war in der Gallerie zu Florenz. Ein junger, deutſcher Maler hatte auf ſeiner Wanderung nach Rom den ganzen Tag im eifrigen Betrachten und tiefen Sinnen daſelbſt zugebracht. Wie viel auch ſonſt noch der ſchönen herrlichen Bilder ihn anziehen mochten, konnte er doch von einem ſeinen Blick nicht abwenden, von des göttlichen Rafael's **Madonna della sedia.** Den ganzen Tag ſtand er vor dem Bilde, und es kam ihm vor, als müſſe ſein Auge die Geſtalt aus dem Rahmen tretend, erblicken, damit ſie ihn dann weihe, das Höchſte in ſeiner Kunſt zu erringen. So war es Abend und die Säle leer von Beſchauern geworden, ohne daß es der Künſtler bemerkte. Die Säle wurden geſchloſſen.

Noch immer ſtand der junge Mann bewundernd vor dem Bilde, durch die hohen Fenſter fielen die Schatten

der Dämmerung, dann drängte ſich der Mond, den Wolken verborgen gehalten, hervor, und warf durch das Fenſter ſeine Strahlen, die auf die Madonna fielen, und leiſe ſpielend leicht ihre Wange beſtrichen.

Des Künſtlers Bruſt ſchwoll vor Entzücken, die tiefe Stille, die magiſche Beleuchtung verwirrte ſeine Gedanken, die Gefühle drängten ſich ſchneller, als daß ſie der Verſtand ordnen konnte, es wurde ihm ſo unklar vor den Augen, und es kam ihm vor, als rufe ihn etwas mit leiſer Stimme:

„Du, du!“

Er ſtarrte das Bild an, die Wange ſchien ihm zu leben, und von derſelben ließ ſich im Mondlicht eine ganz kleine Geſtalt vernehmen:

„Du ſollſt mich hören, du wirſt mich verſtehen; ſchon zu vielen habe ich geſprochen, aber keiner mochte mich anhören, und die wenigen, die mochten, verſtanden mich nicht.“

„Wer biſt denn Du?“

„Ich bin die terra di Pozzuoli, ſiehſt Du mich denn nicht? Ich will Dir meine Geſchichte erzählen. Als die Griechen nach Italien kamen, und an das Land ſtiegen, trat Diſarches, ihr Anführer auf mich, ich

lag am Strande, du kannſt Dir denken, wie mich meine Gefährten beneideten, die Geiſter der um mich liegenden Erden. Dann dauerte es wohl lange bis ich bevorzugt wurde. Lange habe ich geharrt, viel Kälte und Hitze, vieler gemeinen Menſchen Fußtritte ertragen, bis endlich in einer ſtürmiſchen Nacht Hannibal, als er Puteoli belagerte, eine Minute lang auf mir ſtand, ſchnell aber dann ſich entfernte, — in derſelben Nacht ſcheiterte ſeine Flotte. Auch Caligula, der Böſe, ſtand auf mir, damals als er eine Schiffbrücke von Puteoli nach dem jenſeitigen Bajä 4000 Schritte lang über das Meer hatte bauen laſſen, und ſich daran ergötzte mehre Tage auf dieſem mit Steinen gepflaſterten Kunſtwege hin und her zu fahren, um die Prophezeiung zu widerlegen, nach welcher er eben ſo wenig Kaiſer werden, als zu Pferde den Meerbuſen von Bajä überſchreiten würde.

„Sieh, ich bin gewichtig, was meinſt Du? Ach jetzt kommt eine böſe Zeit. Lange lag ich unbenützt da, des Herumtretens auf mir war ich ſchon müde, ich wollte ſelbſt handeln, wollte nützen. Ja wie das anfangen? Lange lag ich harrend da, eines Tages kamen Männer gruben mich mit Spaten weg, und warfen mich nebſt vieler Erde in Säcke. Da lag ich lange. Dann kam

ich, denke Dir, in einen glühenden Ofen und wurde jämmerlich gebrannt, dann in eine Mühle, wo ich so zerrieben wurde, daß ich ganz in Staub verfiel. Dann kam ich wieder zu oberſt in einen Sack, und in eines Kaufmanns Laden. Der hatte gar böſe Kinder. Die ſprangen auf mir herum, warfen mich bald in den Winkel, bald in jene Ecke, gaben mir Stöße, denke Dir, einmal bekamen ſie ſogar Streit mit einander, was in dem Sacke wäre, und zum Beweiſe für jeden ſollte er geöffnet, und ich herausgenommen und zergliedert werden, woraus ich beſtehe. Wie leicht konnte ich zerſtreut werden. Da kam aber der Kaufmann glücklich dazu, verjagte die Kinder, band den Sack wieder zu, und ich war gerettet.

Endlich wurde ich verkauft, in ein kleines Behältniß gefüllt, und zu einem Maler getragen. Der ſaß gerade vor der Staffelei.

Ach wie ſchön war er, wie göttlich!

„Stelle die Farbe," rief er, „in jene Ecke. Doch nein, gebe ſie her, ich brauche noch welche."

Denke Dir meine Freude, ich lag zu oberſt, er nahm mich, mengte mich mit Öl, wollte den Pinſel in mich tauchen, wie jubelte ich, doch da legte er die Palette

weg, ſtand auf, warf einen freudigen Blick zum Himmel, und ließ mich liegen. O, welche Trauer! So ſollte ich jetzt, nachdem ich ſo lange geduldet, von der Palette weggeſtrichen, und verworfen werden.

Doch ſieh, Raſael, ja er war es, betrachtete das Bild noch einmal, es war die Madonna, die Du eben bewunderſt, ſchüttelte den Kopf, ergriff haſtig die Palette und ſetzte mich auf die Wange. Sieh, und ich bin es, die dem Bilde den unvergleichlichen Liebreiz gibt." —

Der Mondſchein war verſchwunden. Als der Maler am künftigen Morgen erwachte, fand er ſich verwundert in der Gallerie vor dem göttlichen Bilde Raſaels.

Von den blauen und weißen Lilien.

Wo in einem waſſerdurchſchnittenen Thale blaue Schwertlilien ſtehen, da beginnt in der Nacht ein gar reges Leben. So lange der Mond ſcheint, da iſt es gut für die kleinen Irisgeiſter, wenn er aber nicht am Himmel erſcheint, da ſenden ſie eine Libelle in den nahen Wald, die bald mit einem Schwarme von Johanniswürmchen erſcheint. Nun kommen auch die Iristritter aus den Blumen hervor, in ihren blauen Gewändern, und mit dem ſchönen blonden Barte, ein jeder bewaffnet ſich mit einem grünen Schwerte von der Blume, in der er wohnt, und die Leuchtkäfer, die ihnen den Weg weiſen, voran, geht es in haſtiger Eile zum Brautzug nach den weißen Lilien. Oft müſſen ſie einen gar weiten Weg durchfliegen, bis ſie ihr Ziel erreichen, denn die weißen Lilien wachſen nicht unangepflanzt bei uns, und wo die

blauen ſtehen, da gibt es ſelten nahe Menſchenwohnungen. Haben ſie ihr Ziel erreicht, da beginnt mit den weißen Jungfrauen ein gar neckiſches Gekoſe. Wie ſie ankommen, verbergen ſich die weißen Geſtalten in die Kelche der Blumen, ſchnell die Ritter hinterher, ſtecken die Köpfchen hinein, und eine Wolke Blumenſtaub empfängt ſie, der ihnen das Sehen raubt. Schnell entſchlüpfen die Jungfrauen, doch kaum iſt der Blumenſtaub verflogen, eilen die blauen Ritter hinterher, und erreichen ſie endlich, indem ſie dieſelben als Gefangene auf ihr weißes Lilienbett zurückführen.

Nun ziehen die Leuchtkäferchen in Kreiſen um die Blumen herum, bilden niedliche ſchöne Figuren in ihrem Laufe, Kronen, Schwerter, Blumen, und ziehen endlich wieder mit ihren Rittern zu den Wohnſitzen derſelben zurück.

Das iſt wohl recht ſchön, aber was nützt den armen, kleinen, blauen Ritterlein ihr Suchen, wenn ſie keine weißen Lilien finden. Da tönt ein Klagen, ein Rufen durch die Luft, daß alle übrigen Geiſter ſie bemitleiden, da ſchwirren ihre grünen Schwerter, durchſauſen pfeifend die Luft, und es erhebt ſich nicht ſelten davon ein Sturm. Und wenn ein Menſch ihnen begegnet, der

entgeht nicht ihrem Zorne, geſchieht ihm auch recht, warum pflanzt er keine weißen Lilien; den treffen die grünen Schwerter ſo lange, bis ſie gebrochen ſind. Wenn daher am Morgen oft die Irisſchwerter zerbrochen an Büſchen hängen, ſo haben ſie in der Nacht einen Menſchen getroffen, weil die blauen Ritter ihre Liebchen nicht gefunden.

VERGISSMEINNICHT .

Vom Vergißmeinnicht.

Es war am Schöpfungstage der Blumen, die Luft erfüllte zum ersten Male ihr Wohlgeruch, und der Weltgeist freute sich in jedem einzelnen Pflänzchen seiner Offenbarung. Gott gab all den kleinen lieblichen Blumen ihre Namen. Da war das Veilchen, das bescheiden verborgene mit seinem süßen Dufte, der Vorbote der Frühlingsdichtung, der sich noch nicht recht an's Tageslicht traut, die weiße schimmernde Anemone, die gelbe Land- und die weiße Wasserranunkel, die rothe gefleckte Orchis, die blauen und weißen Lilien, der rothe gehelmte Löwenrachen, auf den Bergen der blaue Enzian, im Thale die blaue Salvia und die rothe Malve am Hügelhange. Kurz sie prangten alle in ihrem Schmucke — bis zur Zeitlose und jede hatte ihren Namen, den sie der

Neuheit halber nicht oft genug rufen konnte, und es war ein bezaubernder Wetteifer unter ihnen, welche Blume es der andern im Farbenſchmuck oder im Geruche zuvorthuen könnte.

An der Seite des Thales am Waldſaume da floß ein ſilberner Bach, und an ſeinem Rande ſtand ein winziges Blümlein, das den Kopf reckte und ſtreckte, um vom Weltgeiſt geſehen zu werden, und ihn bittend mit dem tiefblauen Auge anſah — denn es hatte noch keinen Namen bekommen. Der Bach ſchenkte ihm eine Thräne, es weinte dieſelbe, und wurde doch nicht bemerkt.

Da ſprang der Bach, der kecke Knabe empor und rief: „Hier dies Blümchen hat noch keinen Namen!“

Die Blume zitterte und ſenkte ihr Köpfchen, denn Gott ſah ſie an, und rief beſcheiden ſprach ſie: „Vergiß mein nicht.“

Wohlan ſprach Gott, Du ſollſt Vergißmeinnicht heißen, und wo zwei Herzen in Liebe von einander ſcheiden, da ſollſt Du ihre Gabe ſein, ihr ſtiller Tröſter.

Inhalt.

Wyola, die Weichſelnymphe 1
Die Kreuzſchlange 11
Die Hausſchlange 23
Der Zaubergarten 29
Der grüne Vogel 43
Ein modernes Märchen 53
Von den Wellen, welche die Blumen am Ufer des See's bespülen 62
Wenn eine Roſe verwelkt 65
Von den Schneeglöckchen 67
Terra di Pozzuoli 69
Von den blauen und weißen Lilien 74
Vom Vergißmeinnicht 77